

Tagungsbericht [erschieden in: *Soziologie*, 2016, Heft 1, S. 78-81]

Der Körper als Subjekt qualitativer Sozialforschung

Gemeinsame Frühjahrstagung der Sektionen „Soziologie des Körpers und des Sports“ und „Methoden der qualitativen Sozialforschung“
6./7. März 2015, Goethe-Universität Frankfurt a.M.

Ist der Körper in der Soziologie mittlerweile ein wohl etabliertes Untersuchungsobjekt, so gilt das kaum für den Körper als Forschungssubjekt. Selbst wenn die Subjektivität wissenschaftlichen Arbeitens methodologisch reflektiert wird, richtet sich die Aufmerksamkeit selten auf die Bedeutung der Leibhaftigkeit der Soziologin und des Soziologen für die Produktion wissenschaftlicher Erkenntnisse. Die gemeinsame Frühjahrstagung der Sektionen „Soziologie des Körpers und des Sports“ und „Methoden der qualitativen Sozialforschung“ griff dieses Desiderat auf. In acht Vorträgen gingen die zehn Referentinnen und Referenten der Frage nach, auf welche Weise die Leiblichkeit und Körperlichkeit der Soziologin und des Soziologen am Forschungsprozess beteiligt sind, welche Erkenntnischancen und welche praktischen wie auch theoretischen Schwierigkeiten damit verbunden sind.

Anke Abraham (Marburg) eröffnete die Tagung mit einem Vortrag, der drei grundlegende Fragen behandelte: Worin liegen die besonderen Potenziale des Körpers und vor allem des Leibes als Erkenntnisquellen in der qualitativen Sozialforschung? Unter welchen Bedingungen kommen diese Potenziale (nicht) zum Tragen? Welcher sprachlichen Übersetzungsleistungen bedarf es, um die leiblichen Resonanzen im Forschungsfeld für eine auf Sprache angewiesene Wissenschaft zugänglich zu machen? Abraham diskutierte diese Fragen exemplarisch anhand der sozialwissenschaftlich-hermeneutischen Biographieanalyse, indem sie aus einer phänomenologischen Perspektive den Forscherinnenleib in den unterschiedlichen Phasen der Biographieanalyse thematisierte. Damit war ein Rahmen aufgespannt, innerhalb dessen sich im Weiteren kontroverse Diskussionen zwischen primär ethnographischen und phänomenologischen Ansätzen entzündeten wie auch zu der zentralen Frage nach dem Verhältnis von Körper/Leib und Sprache.

Clemens Eisenmann (Bielefeld/Siegen) und *Robert Mitchell (Mainz)* präsentierten methodologische Überlegungen zum Körper des Forschers anhand zweier empirischer Untersuchungen, deren Gegenstände den eigenkörperlichen Einsatz der Forscher forderten: Taiji und Yoga. Der leib-körperliche Mitvollzug zentraler Praktiken ermöglichte zwar den Forschern das nötige Orientierungswissen, die notwendigen Kompetenzen und das *embodied knowledge* der Praktiker, konfligierte aber, etwa bei den Meditationspraktiken, mit der Notwendigkeit des hellwachen Nach- oder Mitvollzugs. Der Vortrag zeigte, dass Praktiken, die vielfach auf Unbeweglichkeit des Körpers und Stille basieren, wie dies im Taiji und Yoga der Fall ist, nicht ohne weiteres beobachtbar sind und das „missing what“ (Garfinkel), also was die Leute da tatsächlich tun, nur schwer soziologisch zu fassen ist.

Michael Staack (Frankfurt a.M.) machte das Argument stark, dass der eigene „Körperleib“ in ethnographischer Forschung nicht nur als Datensammelinstrument genutzt werden sollte. Wird mit dem Körperleib lediglich ein ‚Mehr‘ an Daten produziert, würde sein Erkenntnispotenzial nämlich nicht ausgeschöpft. Schließlich sei der Forscher als Körperleib aufgrund seines ihn konstituierenden Spannungsverhältnisses von Körper und Leib dazu prädestiniert, sich von den selbst gesammelten Daten befremden zu lassen. Der Vortrag diskutierte dieses

Befremdungspotenzial des Körperleibs auf der Grundlage empirischen Materials aus seiner Ethnographie zu Mixed Martial Arts. Der Fokus lag dabei auf „Eigenkörperspiegelungen“ mittels Spiegelbildern, Fotos, Videos und Tonbandaufnahmen, deren Spezifikum darin liege, dass man *sich* als Forscher auf diesen Fotos, Videos etc. *nicht* erkennen könne.

Veronika Magyar-Haas (Zürich) zeigte, wie die Forscherin mit leiblicher Betroffenheit auf soziale Situationen im Feld reagiert, die mit potenziell beschämenden oder gesichtsbedrohenden Interaktionen für die Teilnehmer verbunden sind. Mittels einer videographischen Sequenz aus einer Jugendeinrichtung konnte sie anhand der eigenen Kameraführung zeigen, wie die soziale Situation die Aufzeichnung der Forscherin rahmt, wie sich das Unbehagen der Forscherin auf ihre Kameraführung auswirkt und dieses Unbehagen zugleich die soziale Situation mit konstituiert. Der Beitrag zeigte, wie sich das Unbehagen der Forscherin methodisch rahmen und erkenntnisfördernd einsetzen lässt.

Birgit Heimerl (München) diskutierte die Rolle des Forscherinnenkörpers anhand einer ethnographischen Studie zur Praxis der Pränataldiagnostik. Teilnehmende Beobachtung ist immer auch körperlich-leibliche Anteilnahme am Geschehen. In ihren ethnographischen Beobachtungen von Ultraschallsprechstunden zeigte sich, dass sich die Betroffenheit der Ethnographin und ihr Gespür für situative Stimmungen einerseits als wertvolles Forschungsinstrument erweisen. Auf der anderen Seite können sich Person, Leib und Körper als „trio infernale“ entpuppen und der Körper der Ethnographin im Erröten oder bei Tränen so ‚verräterisch‘ werden, dass sie sich aus der Beobachtungssituation ausklinken muss, um eine professionelle Fassade wiederherzustellen.

Denisa Butnaru (Freiburg/Strasbourg) setzte sich in ihrem grundlagentheoretisch angelegten Vortrag mit der Bedeutung des Leibes für die Konstitution von Intersubjektivität auseinander. Basierend auf der phänomenologischen Annahme, dass „leibliches Verstehen“ aufgrund der räumlich-strukturellen Ähnlichkeit menschlicher Leiber möglich sei, ging sie der Frage nach, ob oder wie das leibliche Verstehen in einer Forschungsinteraktion gelingen könne, in der die Akteure große körperlich-leibliche Unterschiede aufweisen. Ihr empirisches Beispiel dafür waren narrative Interviews mit Personen mit Zerebralparese. Butnarus These lautete, dass in der Interaktion zwischen einer nichtbehinderten Forscherin und einer Person mit einer Bewegungsstörung die Forscherin den nicht vorhandenen gemeinsamen Erfahrungsvorrat durch die Entwicklung eines „Einfühlungsnarrativs“ kompensieren müsse, wofür der Fokus auf die Zwischenleiblichkeit der Interviewsituation zu richten sei.

Thorsten Benkel (Passau) setzte mit seinem Vortrag insofern einen Kontrastpunkt zu den anderen Vorträgen, als sein Forschungsgegenstand *tote* Körper waren (anhand empirischen Materials aus dem Bestattungswesen). Er diskutierte dabei das methodologische Problem, dass das in der Forschungsinteraktion zwischen lebenden Körpern übliche (zumindest imaginierte) taking-the-role-of-the-other nicht funktionieren könne. Diese „fragmentarische Interaktion“ zwischen lebendigem Forscherkörper und totem Forschungskörper zeige sich insbesondere beim Feldeinstieg, wo sich der tote Körper dem lebenden Forscher nicht selten als Erschrecken, Ekel, Angst, Unwohlsein, eventuell auch Neugier leiblich aufdrängt. Benkel verdeutlichte verschiedene Dimensionen des forschenden „Resonanzkörpers“ in der fragmentarischen Interaktion mit toten Körpern einschließlich der methodischen Problematik, diese Resonanzen im Verschriftlichungsprozess unangemessen zu versachlichen.

Carsten G. Ullrich (Duisburg-Essen) und *Daniela Schiek (Hamburg)* widmeten sich in ihrem Vortrag den methodischen und methodologischen Problemen des Körpers in der qualitativen Online-Forschung. Sie diskutierten, wie auf der einen Seite die qualitative Sozialfor-

schung zunächst eine körperliche Angelegenheit ist und wie körperlos auf der anderen Seite hingegen die computervermittelte Kommunikation. Jedoch weist die computervermittelte Kommunikation zahlreiche Elemente von Verkörperlichungen auf – in Telepräsenz zum Beispiel –, die zu einer Parallelität von Ent- und Verkörperlichungen in computervermittelter Kommunikation führen, welche nicht nur konstitutiv für das Feld sind, sondern auch auf den Forschungsprozess Einfluss nehmen.

In der Schlussdiskussion resümierten die Sprecher der beiden Sektionen, Ruth Ayaß und Robert Gugutzer, die kontroversen Fragen der beiden Tage: Ist der Leib eher Erkenntnismittel, -quelle oder -instrument? Welche Rolle spielen Emotionen (des Forschers)? Liegt das Erkenntnispotenzial von Leib und Körper primär im Widerständigen oder genauso in ‚positiv‘ bewerteten Erfahrungen? Wie kann die Verbalisierung des in der Forschungssituation Gespürten gelingen? Welche Rolle spielen Leib und Körper außerhalb ethnographischen und phänomenologischen Forschens?

Ruth Ayaß

Robert Gugutzer